

Herr von Bukovics ist wirklich ein guter Kamerad, collegialer kann man schon nicht mehr sein: er gibt den „ledigen Hof“, während die Schliersee'r noch hier sind. Eine bessere Reclame können sich diese gar nicht wünschen. Sie sollten sich jetzt revanchieren und zum Beispiel Madame Sans-Gêne geben: Terofal wäre als Napoleon ungefähr so, wie Herr Wallner als Leonhardt ist, und die Gaigl wäre als Sans-Gêne, was Fräulein Glöckner als Agnes ist.

Es wäre schade gewesen, wenn man im Raimundtheater nicht auch noch die „Ungebetenen Gäste“ von Herrn Saubermann gespielt hätte: „Moderne Krankheit“, „Flotte Geister“ und „Ungebetene Gäste“ — diese Trilogie gibt einem erst den ganzen Müller-Guttenbrunn; es sind wohl die drei elendesten und gemeinsten Possen, die jemals geschrieben worden sind. Aber nun möchte ich meinen, daß es genug ist: wie Herr Müller war, wissen wir jetzt wirklich schon ganz genau; es braucht nicht länger zur Rechtfertigung seiner Suspension gespielt zu werden. Nun möchten wir endlich Herrn Gette kennen lernen.

S. B.

Bücher.

Prof. Felix Friedrich Bruck: „Neu-Deutschland und seine Pionniere“. Verlag von Wilhelm Köbner.

Seit Professor Bruck in seiner Schrift „Fort mit den Zuchthäusern“ den Gedanken angeregt hat, die deutsch-afrikanischen Colonien mit deportierten Verbrechern zu bevölkern, ist die Discussion über diese Frage in Deutschland nicht wieder zur Ruhe gekommen, und das Curatorium der Holzendorff-Stiftung hat die Deportation zum Gegenstande ihrer heurigen Preisauszeichnung gemacht. Die Regierung freilich verhält sich den Vorschlägen gegenüber, Deportierte zu Trägern der deutschen Cultur in Afrika zu machen, sehr ablehnend, was man ihr auch weiter gar nicht verargen kann, wenn man, den Ausführungen Prof. Brucks folgend, in „Berufsgaunern, Zuhältern und Messerhelden ein vorzügliches Material für die Deportation“ sieht. Die Zeiten, in welchen auf diese Weise colonisiert wurde, sind vorbei, und jetzt kommt es auch in eben erst erschlossenen Gebieten nicht mehr allein auf die menschliche Arbeit, sondern in nicht geringem Maße auf die Verwendung bedeutender Capitalien an, wenn sich die Colonien dem Mutterlande nutzbringend erweisen sollen. Daß aber das Capital eine Gesellschaft, wie die erwähnte, eher meiden als aufsuchen dürfte, bedarf weiter wohl keines Beweises. Allzu flüchtig geht der Verfasser auch über die schwierige Frage hinweg, wie es verhindert werden solle, daß durch den Nachschub neuer Verbrecher das Land ewig Strafcolonie bleiben müsse. Er meint: wenn einmal eine ehrliche Generation herangewachsen ist, haben die Verbrecherttransporte aufzuhören. Das würde aber voraussetzen, daß ein einzigesmal ein großer Verbrecherttransport stattfinde und dann nicht mehr, denn sonst könnte es zu jener „ehrlischen“ Generation eben nie kommen. Geradezu unbegreiflich ist der Vorschlag, Unverbesserliche freien Ansiedlern oder gebesserten Verbrechern gegen bloße Kostgewährung zur Landbebauung zu überantworten. Das wäre Selaverie in optima forma.

—II—

Theodor Bum: Zur Reform der Wiener Börse. Wien, Alfred Hölder 1896.

Will man diese Broschüre richtig beurtheilen, so muß man berücksichtigen, daß der Verfasser Mitglied der Wiener Börse ist und daß er zu seinen Berufsgenossen spricht. Seine Vorschläge sind nicht neu, sie sind mit einzelnen Änderungen dem deutschen Börsengesetz entnommen. Sein Streben ist, daß die Börsenreform nicht wieder gegen die Börse, sondern von ihr selbst in Angriff genommen werde. Deshalb sucht er die Reform seinen Kollegen mündgerecht zu machen, indem er ihnen vorhält, daß der letzte Krach und die seither permanent gebliebene Unsicherheit des Börsenverkehrs die Reform im eigenen Interesse der Börsenmitglieder dringend notwendig gemacht hat. Aber obwohl von diesem eigentlich engen Gesichtskreis ausgehend, ist er doch dazu gelangt, das wichtigste und vernünftigste aus dem deutschen Börsengesetz herüberzunehmen: Die strengsten Zulassungsbedingungen zur Mitgliedschaft der Börse und daran schließend die Schaffung eines Ehrengerichtes, welches unter Mitwirkung des Börsencommissärs jedes Vergehen eines Mitgliedes gegen die Standesehre zu ahnden hätte. Das scheint auf den ersten Blick vielleicht wenig und würde doch unter consequenter, vernünftiger Durchführung genügen, nicht nur um den internen Börsenverkehr zu reformieren, sondern auch um den verrotteten Zuständen im Verkehr zwischen Börse und Publicum ein Ende zu machen. Daß aber endlich einer aus der Mitte der Börse den Muth gehabt hat, in den Ruf nach Reform einzustimmen, erscheint beachtenswert, wenn auch keine Aussicht ist, daß dieser Ruf von denen, an die er gerichtet ist, gehört und beachtet werde. Ein auf fleißigem Studium beruhender geschichtlicher Abriss der Gesetzgebung und Organisation der wichtigsten europäischen Börsen seit ihrer Gründung geht den Reformvorschlägen voraus.

W. F.

„Zu Hause“. Ein Act von Georg Hirschfeld. Berlin. S. Fischer 1896.

Die erste Form dieser kleinen, tragischen Episode war eine andere; sie hatte einen Ausblick auf eine ungewisse Zukunft, keinen Schluß, sie ließ den jungen gefunden, in eine faule Atmosphäre Heimgekehrten in dem Hause verweilen; man mochte zweifeln, ob er sich daraus lösen werde oder darin untergehen. Jetzt befreit er sich energisch. Das ist jedenfalls dramatisch besser, obgleich das ganze im Wesen doch immer eine Episode bleibt; dramatisch ist sie nicht, weil ja von vornherein der junge Arzt als der Zerstörer dieses gemeinen Familiengewebes gegeben ist. In der Familie könnte der Conflict gesucht werden, nicht in ihm, der ganz unverändert bleibt, zwar seelisch aufgeregter, aber nicht entwickelt oder bestimmt wird. Es ist der erste Act, die Exposition eines künftigen Dramas, nicht der ausgeprochenen Schlußact einer vorhergegangenen und verschwiegene Tragödie.

Nur im letzten Falle wäre es dramatisch. So ist es rein episodisch, aber straff und nüchtern, einfach, brutal technisch geführt, ohne tiefere, künstlerische Bedeutung.

D. St.

Revue der Revuen.

Das dritte Heft der „Biographischen Blätter“ bringt einen sehr interessanten Aufsatz Eduard Griesebachs über das Verhältnis Arthur Schopenhauers zu seiner Mutter, der bekannten Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer. Man erfährt daraus, daß der eigentliche Grund des vielfährigen und tiefgehenden Zwiespalts zwischen Mutter und Sohn in den Beziehungen der ersteren zu einer in den schöngeistigen Kreisen Weimars wohlbekanntesten Persönlichkeit, dem Regierungsrath Friedrich Müller von Gersleben liegt, gelegen war. Schon als Züngling hatte Schopenhauer das wenig pietätvolle Verhalten seiner Mutter nach dem Tode ihres Gatten schmerzlich empfunden; und schon damals scheint es zu unfreundlichen Worten und unerfreulichem Briefen zwischen Beiden gekommen zu sein. Als dann Schopenhauer im Jahre 1813 in das Haus seiner Mutter zu Weimar zu längerem Aufenthalte zurückkehrte, da fand er als Invasen und Hauptperson in dem Heim seiner Mutter deren Herzensfreund Müller vor; nach den von Griesebach publicierten Briefen zu schließen, haben sich zwischen diesen so gänzlich verschiedenen Elementen heftige Scenen und Wortwechsel abgespielt, die Schopenhauers Entfernung aus dem mütterlichen Hause und schließlich aus Weimar überhaupt zur Folge hatten. Das Verhältnis der um volle vierzehn Jahre älteren Frau zu Müller-Gersleben hat übrigens bis zu ihrem Tode festen Bestand gehabt. Der Sohn aber hat die Mutter nie wiedergesehen. Der einmal vollzogene Bruch, der in der tiefen Verschiedenheit der Charaktere Beider wurzelte, blieb unheilbar.

Die Nr. 19 des „Magazin für Literatur“ enthält einen recht lesenswerten Artikel des griechischen Gesandten und Ministers Léon Nagabé: „Die olympischen Spiele im Alterthum und jetzt“. In einem knappen historischen Ueberblick schildert der Verfasser, wie in alten Zeiten die lachende hellenische Halbinsel, die nur zum Frohsinn geschaffen schien, von inneren und äußeren Kriegen durchtobt wurde und wie dann die großen Geister des Landes die panhellenischen Kampfspiele ins Leben riefen, um die Gedanken der Völker von den Kriegen abzulenken und ihrem Ehrgeiz ein neues Feld zu eröffnen. Schon das während dieser Festspiele jeder Streit rastete und ein Waffenstillstand verkündet wurde, machte sie zu wertvollen Friedensbringern. Ueberdies aber wurde Olympia dadurch zu einem Sammelpunkt für alle Völker des Landes, wo sie in friedlichem Verkehr einander kennen und würdigen lernten. Der Verfasser beschreibt hierauf die verschiedenen Arten von Kampfspielen und in welcher Weise die Sieger gekrönt und gefeiert wurden. Ein zweiter Artikel wird den kürzlich stattgehabten olympischen Spielen der Gegenwart gewidmet sein.

Die „Revue Bleue“ vom 16. Mai bringt ein hübsches Interview, das E. Fijot mit Gabriel d'Annunzio vorgenommen. Ueber die gegenwärtige Thätigkeit des Dichters erfährt man daraus, daß er an einem Drama „Die todte Stadt“ arbeite, das er am liebsten gleichzeitig französisch und italienisch schreiben möchte, um es zu allererst in Paris zur Aufführung zu bringen, dessen rege geistige Bewegung ihn lockt. Unter den jungen Franzosen sind ihm besonders Anatole France, Paul Marguerite und Jean Lorrain lieb und die jungen Dichter, die eine reine, neue und persönliche Kunstanschauung verrathen.

Die letzte „Edinburgh Review“ bringt eine Besprechung der neuesten englischen Dichter, an ihrer Spitze des gegenwärtigen poeta laureatus Austin, von dem der Verfasser jedoch meint, er sei ein recht mittelmäßiges Talent. Zum Hesperiden sei er allerdings wie geschaffen, sein letztes Drama, dessen Held König Alfred, eigne sich trefflich dazu, der Prinzessin von Wales, dieser Tochter der Wikinger und Mutter englischer Könige, gewidmet zu werden. Dichterisch aber sei es nichts als eine Mischung aus Tennyson und Water. Von Fr. Thompson heißt es, seine Gedichte kämen aus der tiefsten Seele eines Menschen, der viel gelitten, und was an ihnen tadelnswert, sei ein gewisser Ueberschwall an Bildern und Worten, das seien nur die Folgen seiner großen Tugend und eines Kraftüberflusses. Als ein Muster an schöner Mäßigung und Formvollendung wird Watson erwähnt, ein Epigone von Wordsworth und Arnolds, dem es aber nicht an individueller Eigenart fehlen soll.

Die Frauen des Khans.

Von Jules Lemaitre.

Autorisierte Uebersetzung von Rudolf Strauß.

„Was ich Ihnen jetzt erzählen will“, sagte Frau Latanief, „ist ganz darnach angethan, Ihrer männlichen Eitelkeit zu schmeicheln, und ich bin sicher, Sie werden daraus für die Frauen des Occident verlegende Schlüsse ziehen. Aber ich bin schon einmal so gut und werde Ihnen meine kleine Geschichte trotzdem zum Besten geben.“

Zu der Zeit also, wo General Latanief noch Gouverneur von Samarkand war, erhielt ich Erlaubnis zum Besuch der fünf Frauen des Khans... — seinen Namen habe ich vergessen!

War er thatsächlich Khan oder Afkafal? Ich weiß es nicht mehr. Ebensovienig kann ich Ihnen sagen, ob er Turkmene, Kirghise, Usbege oder Sarte war; denn in diesem Land sind die Rassen schrecklich gemischt. Und dann — ich bin soviel herumgereist, habe so verschiedene und bizarre Arten von Menschen gesehen, soviel Objecte flogen wie Bilder einer Laterna magica an meinen Augen vorbei, daß ich alles vermengen und mich darin nicht mehr auskenne.

Dieser Khan, der vielleicht ein Afkafal war, zählte wenigstens siebzig Jahre; er war sehr würdig, hatte einen langen, weißen Bart und ein ungeheuer mildes Gesicht: ganz der Kopf, den wir den guten Großvezieren aus „Tausend und eine Nacht“ geben.